Jungbanner

Q. Beilage zu Nr. 1 — Magdeburg, 1. Januar — Jahrgang 1933

Ein Lachen

Es sprang ein Lachen zu mir,
durch Rundfunk übertragen,
ich weiß nicht, von wo.
Es ist irgendein fremder Sender gewesen.
Ein bunter Abend mit lauschenden Menschen im Saal
und auf der Bühne ein Sänger mit lustigem Lied.
Ach nein, ich habe nichts, kein Wort von dem Vortrag hab ich verstanden.
Aber in der ersten Reihe des Saales saß wer,
nahe dem Mikrophon,
irgendwer,
und dieser irgendwer lachte.
Lachte so fröhlich und so beschwingt,
dieses Lachen klang, als sei ein Mensch von allem Schweren frei,
als hab er irgendwie sein Glück gefunden.
Und dieses Lachen sprang hinüber zu mir
und lachte mich an.
Ich weiß nicht, woher dieses Lachen kam,
ich weiß nur,
da ist wer einmal richtig fröhlich gewesen
und hat gelacht.

So einen Menschen und so ein Lachen gibt es also noch auf der Welt.
Ich weiß aber nicht, wo.

Rudolf Gottschalk.

Die Stimme der Väter

Ein Wort tönt herüber aus der Heldenzeit der Germanen. Es soll uns geleiten durch das neue Jahr.

Kjartan Olafsson, der Isländer, ist gen Norwegen gefahren. Dräuend reckt sich, Unterwerfung heischend, die Macht des gewaltigen Norwegerkönigs gegen ihn auf. Sein Freund Hall deutet leise auf die Gefahr, die dem Trotzigen drohe. Aber Kjartan erwidert:

„Unter keines Menschen Zwang will ich leben, solange ich aufrecht stehe und der Waffen walten kann! Es dünkt mich Kleine-Leute-Art, sich so wie ein Lamm aus dem Pferch oder wie ein Fuchs aus der Falle nehmen zu lassen. Muß man schon sterben, so dünkt es mich um vieles besser, erst noch etwas zu schaffen, was oben bleibt von da ab."

Was sagt dies Wort uns Jungen im Reichsbanner?

*

„Unter keines Menschen Zwang will ich leben!" — das ist das Grundbekenntnis germanischer Demokratie, — das ist das gellende Hohngelächter unsrer nordischen Vorfahren über den sich teutonisch gebärden wollenden Faschismus Hitlerscher oder Papenscher Prägung. Denn der germanische Mensch wollte und konnte nun einmal keine angemaßte Autorität über sich ertragen. „Leiter und Lenker sei du dir selbst!" mahnte ihn schon Godenwort in der Edda, und noch der Mönch Otfried kann um das Jahr 850 in seinem „Krist" über die Deutschen schreiben: „Keiner unter ihnen würde dulden, daß ein König ihrer walte!" — Der nordische Mensch, dieser von den für die Weltanschauung des Hitlerismus verantwortlich Zeichnenden so oft zitierte nordische Mensch — der „Richtmann des Dritten Reichs" — sprach eben vor 1000 Jahren gegen die zum Römergruß erhobenen Hände, gegen die Adler und Liktorenbündel und gegen all die, die vor Cäsaren und Diktatoren krochen, sein republikanisches Credo: „Unter keines Menschen Zwang will ich leben, solange ich aufrecht stehe und der Waffen walten kann!"

*

„Es dünkt mich Kleine-Leute-Art!" — Kleine-Leute-Art heißt nicht Arme-Leute-Art: Nicht darum ist man ihr verfallen, weil man geringen Besitzes ist oder niedrer Herkunft; sowenig Reichtum und Adel und die Mitgliedschaft beim Herrenklub vor ihr schützen. Wo immer aber sie sich findet, bei reich oder arm, bei hoch oder niedrig, da ist sie die Todfeindin des Kampfes für die Verwirklichung der Demokratie.

Nicht das ist Kleine-Leute-Art, daß man gehorcht, wo dem Beauftragten des Volkes Gehorsam geschuldet wird: denn immer gilt das Wort vom festen Gesetz und festen Befehl. Kein Kampf kann gekämpft werden ohne die beiden; und ohne sie gibt es weder Freiheit noch Ordnung, noch menschenwürdiges Dasein.

Und nicht das ist Kleine-Leute-Art, daß man Ehrfurcht zollt, wo Ehrfurcht geschuldet wird. Ehrfurcht dem, worin dir oder andern das Heilige erscheint. Ehrfurcht den Männern und den Frauen, die an Geist, Menschlichkeit und Seelenstärke emporragen über die Menge, über uns selbst. Ehrfurcht dem Menschen, der von uns berufen worden ist, des Volkes Gesamtheit in seiner Person zu verkörpern.

All das ist nicht Kleine-Leute-Art.

*

Aber das ist Kleine-Leute-Art: Nicht wissen, was man wert ist und deshalb sich bücken vor jedem Titel und Orden und straffen Beutel; und des eignen Urteils sich entschlagen und deshalb mit offnem Munde lauschen, wenn ein Schlagwort hallt in den Versammlungen und widerhallt in den Zeitungen. — Und dies nicht minder: sich streiten und zanken um Kleinigkeiten, und seine Lust finden am Tadeln und Besserwissen.

Auch der ist jener Art, der keine Freude hat an seinem Körper und an der Straffheit seiner Sehnen und Muskeln: der keine Erholung findet bei freudiger Bewegung in frischer Luft, sondern am niedern Stammtisch in verräucherter Kneipe. Dorten ist der rechte Himmel der Knechte; und wenn's auf Erden einen gibt, dem das Knechtszeichen des faschistischen Herdentums auf die Stirn gebrannt ist, so ist's der deutsche Stammtischbruder.

Kleine-Leute-Art aber mehr als alles andre ist dies: nur da Mut haben, wo man die Macht auf seiner Seite hat und Wehrlose ungestraft anbellen kann. Und auch: tatlos dulden, daß die Lüge herrscht im öffentlichen Leben; man fürchtet den Kampf, der nötig ist, sie zu stürzen — weil man bei niemandem anstoßen will, der mächtig ist oder das Hakenkreuzabzeichen unter der Rockklappe trägt. Das sind die, die sich „wie ein Lamm aus dem Pferch nehmen lassen" oder „wie ein Fuchs aus der Falle". Mehr Schuld trifft sie am Uebel in unserm Lande als die offnen Gegner: denn sie lähmen Widerstand und Angriff der Unbeugsamen.

All das und all diese richtet Kjartans Wort: „Es dünkt mich Kleine-Leute-Art."

*

„Muß man schon sterben, so dünkt es mich um vieles besser, erst noch etwas zu schaffen, was oben bleibt von da ab."

Stets haben wir die verachtet, die geringschätzig vom Tode sprechen. Denn wir glauben ihnen nicht. Sich selber belügen sie oder andre. Und die allerverächtlichsten sind uns immer die gewesen, die — selbst in Sicherheit — andern predigen, der Tod sei nichts. Männer wie Goebbels zum Beispiel, die zum Krieg hetzen, und dabei von sich selber wissen: „Wir bleiben zu Haus."

Kjartan ist ehrlicher. „Muß man schon sterben ..." sagt er. Darin liegt: Er prahlt nicht mit erlogener Verachtung des Todes. Er trügt nicht sich und andern vor, er wolle den Tod. Sein Wille ist aufs Leben gerichtet und der Tod ist ihm ein verhaßtes „Muß". Aber — er findet den Gedanken, in dem er dieses „Muß" innerlich überwindet, er findet ihn eben durch die Stärke seines Willens zum Leben, der ein Wille zum Wirken ist.

„Erst noch etwas schaffen, was oben bleibt von da ab."

Es wird heute viel geredet, mehr noch geschrieben, von „heldischer Lebensauffassung". Vom Naziprofessor Günther bis zum Heimkrieger Frick haben sie alle die im Mund, die sie weniger von sich selbst, als von andern verlangen. Hier, meinen wir, ist sie wirklich. Es gibt kein Wort, aus dem sie klarer, tröstender und anspornender klänge. Mehr noch: nur wenige so tiefe, so vorwärtshelfende Gedanken sind überhaupt gedacht und ausgesprochen worden, seit die Welt steht, wie dieses: „Erst noch etwas schaffen, was oben bleibt von da ab."

Wer sein Wirken unter diesen Gedanken stellt, den wird es segnen.

Wir aber vom Jungbanner schaffen daran, daß sich die Arbeit unsrer Tage unter diesen Gedanken stelle. Wir wollen den wahren Freistaat der Deutschen schaffen, einen Staat, wie er einem Kant, einem Stein, einem Fichte, einem Lassalle vorschwebte: „Gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt." Einen Staat des Rechts, in dem nicht der beschränkte Diktatorenverstand frecher Usurpatoren, sondern des Volkes Wille oberstes Gesetz ist.

Wir glauben daran. Glauben, daß wir und auch jene Jugend, die jetzt noch teilnahmlos abseits steht oder gar unter den Feldzeichen des Gegners marschiert, den Willen und den Weg finden wird zum Schaffen dessen, was „oben bleibt".

Und indem wir zu unserm bescheidenen Teil mitzuhelfen suchen am Bilden solches Willens und am Finden solches Weges, hoffen auch wir, teilzuhaben am Geist und am Segen von Kjartans Spruch.

*

Das Wort tönt herüber aus der Heldenzeit der Germanen. Es soll uns geleiten durch das neue Jahr.

H. G.

Notwerk der deutschen Jugend

Das ungeheure Ausmaß der Wirtschaftskrise hat zu einer Erwerbslosigkeit und dadurch zu einer wirtschaftlichen, geistigen und seelischen Not der Jugend geführt, die ohne Vorbild in den vergangenen Zeiten ist. Die Spannungen, die sich in jedem einzelnen wie auch in der Gesamtheit des Volkes bemerkbar machen, drohen bei der geringsten Veranlassung zu einer Explosion zu führen. An sich vielleicht bedeutungslose Vorkommnisse, wie etwa Verwaltungsfehlgriffe, falsche politische oder soziale Maßnahmen können in jedem Augenblick den Funken geben, der die Entladung bewirkt. In Erkenntnis dieser Lage haben insbesondere Reichsbanner und Gewerkschaften dazu geführt, von der Regierung Notmaßnahmen zu fordern, die über das bisher geübte Maß von Unterstützung hinausgeht. Der dauernde Abbau von Versicherungsleistungen in der Arbeitslosenversicherung, die ständig fortgeführten Einschränkungsmaßnahmen und die wachsende Verelendung der Jugendlichen verlangten gebieterisch, daß, soweit irgend möglich, in größtem Maßstabe alle erwerbslosen Jugendlichen in den Kreis der Unterstützung einbezogen werden mußten.

Aus diesen Forderungen entstand bei der Regierung der Entschluß, durch das „Notwerk der deutschen Jugend" den Versuch zu machen, die drohenden Gefahren wenigstens zum Teil abzubiegen.

Vor wenigen Tagen wurde durch einen Aufruf des Reichspräsidenten diese Notaktion in die Wege geleitet. Die Bestimmungen sind nach der Ausführungsverordnung des Reichsarbeitsministers und des Präsidenten der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung kurz folgende:

Von seiten des Reiches wird pro Tag und zu betreuendem erwerbslosen Jugendlichen ein Zuschuß von durchschnittlich 20 Pfennig für ein warmes Mittagessen gewährt unter der Voraussetzung, daß der Jugendliche mindestens 4 Stunden pro Tag beruflich geschult sowie jugendpflegerisch oder sportlich betreut wird.

Träger des Notwerks für die deutsche Jugend sollen Arbeitsamt, Jugendamt, Berufsschulen, Gewerkschaften und sonstige Organisationen sein. Für den Bereich der Arbeitsämter werden aus diesen Organisationen Arbeitsgemeinschaften gebildet, die einen Gesamtplan aufzustellen haben und dadurch Ueberorganisation bzw. Doppelarbeit verhindern soll.

Die täglich mindestens 4 Stunden betragende Betreuung der Erwerbslosen soll berufliche Bildungsmaßnahmen sowie geistige und sportliche Beschäftigung umfassen. Für den ersten Zweck sind die Arbeitsämter zuständig, die die Richtlinien im Benehmen mit den Gewerkschaften und sonstigen Berufsorganisationen aufstellen, während die andern Maßnahmen durch die Verbände selbst durchzuführen sind.

Für die Verpflegung der arbeitslosen Jugend kommen besonders die Einrichtungen der Winternothilfe, der öffentlichen und freien Wohlfahrtspflege, der Volksküchen usw. in Frage.

Zur Durchführung der gesamten Maßnahmen sind durch die Organisationen Kameradschaften der Erwerbslosen zu bilden, die in der Regel nicht unter 25 Mann stark sein sollen und unter einem verantwortlichen, von den Organisationen zu bestimmenden Führer stehen. Ist die Gewährung einer Mahlzeit nicht erforderlich, so darf höchstens ein Drittel des Durchschnittssatzes gewährt werden.

*

Das Reichsbanner — insbesondere das Jungbanner — müssen sich nun umgehend mit der Bildung der Kameradschaften befassen. Mindestens 25 Jungbannerkameraden, die erwerbslos sind, schließen sich zu einer Kameradschaft zusammen, die einen für alle Maßnahmen verantwortlichen Führer erhält. In dem Rahmen dieser Kameradschaft werden die beruflichen Fortbildungsarbeiten sowie die geistigen und sportlichen Betätigungsmöglichkeiten durchgeführt. Selbstverständlich nehmen wir in diese Kameradschaften auch Erwerbslose andrer uns nahestehender Organisationen auf, wie z. B. der Gewerkschaften, der Arbeiterjugend, der Sportler und so weiter. Es ist keineswegs daran gedacht, eine behördliche Zwangsorganisation aufzuziehen, sondern der freiwillige Zusammenschluß der Kameraden soll Bürge dafür sein, daß auch wirklich kameradschaftliches Leben in diesen „Notgemeinschaften" entsteht und durchhält. Das wird sich besonders zeigen bei der Durchführung der sportlichen Beschäftigung: Gemeinsame Ausmärsche, Wandrungen, Turnen, Sportspiele und nicht zu vergessen unser Wehrsport. Hier ist ein reiches Feld der Betätigung besonders für die der Schufo angehörenden Kameraden, die mit allen Mitteln versuchen müssen, unsern Jungbannerkameraden helfend zur Seite zu stehen, damit sie über diese Notzeit hinwegkommen.

Aber nicht nur die körperliche und die durch Arbeitsämter und Gewerkschaften zu beaufsichtigende berufliche Bildungsarbeit sollen berücksichtigt werden, sondern auch die Ausgestaltung kameradschaftlich zu verbringender Nachmittage und Abende. Hier sind insbesondere folgende Beschäftigungsmöglichkeiten gegeben:

Es sollen politisch bildende Arbeitsgemeinschaften aus unsern Kameradschaften herauswachsen. Weiter können Lesenachmittage eingeführt werden, die sich u. a. mit sozialer Literatur oder mit Kriegsliteratur zu beschäftigen haben und mit Schallplattendarbietungen verknüpft werden können. Auch Singestunden, wie sie im einzelnen in der Nr. 4 des „Jungba-Führers" vorgeschlagen wurden, sind außerordentlich zweckmäßig, ebenso Unterhaltungsstunden mit Brettspielen, Tischtennis usw. und Bastelstunden. In diesen Bastelstunden kann Gebrauchsgerät für Zeltlager, Nachrichtenwesen, Heimausstattung und ähnliches angefertigt werden. Und dann darf auch nicht die Einübung von Laienspielen für Werbeveranstaltungen des Jungbanners vergessen werden.

Wenn alle diese Möglichkeiten ausgenutzt werden, so kann aus diesem Notwerk für die deutsche Jugend durchaus noch etwas Gutes für unsre Kameraden herausspringen. Selbstverständlich kann nicht ein vollwertiger Ersatz für die fehlende Arbeit erreicht werden. Es ist die Pflicht aller in der Jungbanner- und Reichsbannerarbeit stehenden Funktionäre, angesichts der schweren Situation alle Möglichkeiten zu benutzen, um das schwere Los unsrer erwerbslosen Jungbannerkameraden wenigstens etwas zu erleichtern. Wenn auch ein schweres Jahr hinter uns liegt, so hoffen wird doch zuversichtlich, daß das Schwerste überstanden ist und ein, wenn auch langsamer Wiederaufstieg im kommenden Jahr eintreten wird.

E.

Verteidigt die Geistesfreiheit!

Zum Breslauer Hochschulkrach

Die deutsche Oeffentlichkeit hat sich im Laufe der Zeit daran gewöhnt, daß in jeder Woche an einer Hochschule aus einem nichtigen Anlaß ein Krawall entsteht. So waren auch die Tumulte in Breslau gegen Professor Cohn zunächst nur die Fortsetzung der in Heidelberg gegen Gumbel und in Halle gegen Dehn begonnenen Hetze durch die Nazistudenten. An der Breslauer Universität war ein Lehrstuhl für öffentliches Recht zu besetzen. Die juristische Fakultät schlug dafür Professor Cohn vor, der auf Grund dieses Vorschlags vom Kultusministerium ernannt wurde. Cohn ist der Universität Breslau nicht etwa gegen den Willen der Breslauer Professoren aufgezwungen worden, sondern seine jetzigen Kollegen hielten ihn für den geeigneten Wissenschaftler, der für die freie Stelle in Vorschlag gebracht wurde. Für die Radaustudenten, die aus der Universität am liebsten ein völkisches Getto rassereiner, vom Braunen Haus anerkannter Wissenschaftler machen möchten, war der Name Cohn natürlich untragbar. Also veranstaltete man bei den ersten Vorlesungen Radauszenen, die das Einschreiten der Polizei zur Folge hatten. Man hatte gegen Cohn nichts andres ins Feld zu führen, als daß er Jude ist. Politisch steht Cohn etwa der Deutschen Volkspartei nahe, er selbst bezeichnet sich als „rechtsstehend". Der Rektor und Senat der Breslauer Universität wandten sich in Erklärungen und Aufrufen gegen die randalierenden Nazis. Man durfte also erwarten, daß die Universität Breslau alle Mittel anwenden würde, um die Lehrfreiheit im Falle Cohn rücksichtslos zu schützen.

Da veröffentlichten Rektor und Senat unmittelbar vor Weihnachten eine Erklärung, in der es heißt:

„Rektor und Senat halten es für ihre wichtigste Pflicht, die akademische Lehrfreiheit unbedingt zu schützen. Deshalb sind sie mit aller Entschiedenheit für die unbehinderte Lehrtätigkeit des Professors Cohn eingetreten. Leider hat Professor Cohn neustens die pflichtgemäße Zurückhaltung durch sein unnötiges Hervortreten in einer umstrittenen politischen Frage vermissen lassen. Deshalb halten Rektor und Senat eine weitere Lehrtätigkeit des Professors Cohn an unsrer schlesischen Universität im Interesse der Aufrechterhaltung der Ordnung und des ungestörten Lehrbetriebs für nicht tragbar."

Was war geschehen? Worin bestand das „unnötige Hervortreten in einer umstrittenen politischen Frage" durch Professor Cohn? Professor Cohn hatte auf die Umfrage eines Berliner Montagblattes, wie er sich dazu stellte, Trotzki in Deutschland ein Asyl zu gewähren, folgende Antwort erteilt:

„Die Frage gehört zu den sehr zahlreichen Fragen, die kein sachlich Denkender ohne sorgfältige Prüfung einer Reihe von Umständen zu beantworten vermag. Insbesondere dürfte es von Wichtigkeit erscheinen, zu wissen, welche Erfahrungen die Länder, in denen Trotzki sich bisher aufhielt, mit ihm und seiner Tätigkeit gemacht haben. Ein geistiger Arbeiter wird stets schutzbedürftig erscheinen, denn an Agitatoren und Nurpolitikern haben wir wahrhaftig keinen Mangel."

Diese überaus vorsichtig formulierte und ziemlich farblose Erklärung haben Rektor und Senat der Universität Breslau zum Anlaß genommen, um die weitere Lehrtätigkeit Cohns in Breslau für untragbar zu erklären. In Wirklichkeit ist die Antwort auf die Frage der Berliner Zeitungen nur der fadenscheinige Anlaß, hinter dem die Breslauer Professoren ihren jämmerlichen Umfall vor den studentischen Rowdys verbergen wollen. Ganz abgesehen davon, daß in Deutschland noch immer das Recht auf freie Meinungsäußerung besteht, daß also Cohns Stel-

lungnahme zu einer außerhalb der Hochschule liegenden politischen Frage den Breslauer Senat überhaupt nichts angeht, hat Cohn die Frage, ob Deutschland Trotzki Asyl gewähren soll, noch nicht einmal eindeutig beantwortet. Doch trotzdem war damit für die Breslauer Professoren endlich der offenbar schon lange ersehnte Moment gekommen, um Cohn den Hakenkreuzlern zu opfern. Gegen die Senatserklärung hat Professor Cohn beim Kultusministerium protestiert. Eine Reihe der angesehensten deutschen Hochschullehrer, unter ihnen Radbruch, Harms, Baumgarten, Thoma, haben sich ganz energisch gegen den ungeheuerlichen Beschluß des Breslauer Senats ausgesprochen. Die Entscheidung liegt bei dem kommissarischen preußischen Kultusminister Kähler.

Noch nie war das Recht so offensichtlich auf seiten des Angegriffenen wie in diesem Falle. Sollte Herr Kähler dem Drängen der Nazistudenten ebenso nachgeben wie die Breslauer Professoren, so bedeutet das das Ende der geistigen Freiheit. In Zukunft würde nicht mehr die wissenschaftliche Befähigung eines Mannes, sondern sein arischer Stammbaum und das Wohlgefallen der Nazis für die Besetzung von Professuren maßgebend sein. Gegen diesen Ungeist müssen sich alle zur Wehr setzen, die in der geistigen Freiheit die Grundlage jeder Wissenschaft, jedes kulturellen Fortschritts erblicken. Der Kampf muß im Falle Cohn bis zum Ende ausgefochten werden. Es gibt und darf kein Kompromiß geben. Deutschlands Professoren sind jetzt als erste berufen, das hohe Gut der Geistesfreiheit gegen Rassenschnüffelei und gegen das feige Zurückweichen vor der Agitation der Straße zu verteidigen. Als Teil des großen Freiheitskampfes, den das deutsche Arbeitsvolk heute führt, muß auch der Breslauer Kampf zum erfolgreichen Ende gebracht werden. Den Breslauer Professoren aber sei gesagt, daß die deutschen Republikaner, wenn ihnen nach Ueberwindung der Reaktion wieder die politische Macht zufällt, sich sehr wohl derer erinnern werden, die so bereitwillig vor der Kulturschande des Antisemitismus die Fahnen strichen.

Martin Böttcher.

Wir Arbeitslosen ...

Von Erwin Frehe.

Gegen zehn Uhr vormittags dringt die Sonne in meine Kammer, aber sie weckt mich nicht wie früher, da ich aufsprang, begierig, hinauszukommen. Ich schlafe weiter. Es ist ein unruhiger Schlaf, ohne Tiefe, und da ich gegen Mittag auf die Straße schaue, lastet ein Schuldgefühl auf mir, eine dumpfe Müdigkeit, die spricht: Jetzt blinzelst du in den Tag? Du solltest dich schämen. Aber diese innere Stimme ruft mich wie aus einer frühern Zeit, sie hat keine fordernde Gewalt, an einem Achselzucken gleitet sie ab. Ich bin arbeitslos — und die schönen und nützlichen Anweisungen für die Lebensgestaltung werden fade ... Zwar ging ich noch letzthin Vormittag für Vormittag in die Museen, dort an den Wänden warten viele herrliche Freunde auf mich: sie müssen weiter warten. Was ist zu tun? Schlafen? Wachen? Wie gleichgültig! Ich bin ja arbeitslos ...

Der Himmel dämmert schon, die Laternen erwachen, da die Straßen mich aufnehmen. Luft und Licht sind wie ein seltenes Erlebnis, wie ein kostbares Abenteuer. Ein lauer Winterwind weht, der den Hauch der Ferne mitbringt. Ach, auch der Wind in einer Großstadtstraße kann die Weite verlebendigen, Meere und wolkenüberflatterte Ebenen. Unsäglich verlassen und niedergedrückt schiebe ich mich durch die fließende, strömende Menschenflut. Die Büros haben geschlossen, alte und junge Angestellte hasten vorbei. Forschend, prüfend blicke ich in ihre Gesichter, als müßten sie die Male des Glücks, der Freude tragen, doch sie sind von sorgenden Gedanken verhangen. Nur junge Kontoristinnen ziehen untergeärmelt lachend dahin, es lockt mich jäh, neben ihnen zu gehen — lachend nach Haus zu gehen ... Und die Menge wogt dunkel durch die Straßen.

Der Alexanderplatz braust in Licht. Was für eine Welt! Die Riesenhäuser ducken sich wie Urtiere unter der blendenden Helle, tief unten wandern Menschen: ein sagenhafter, erschauernder Anblick. Dies sind die Monumente unsrer Zeit, aber was sagen sie uns, die wir hungrig nach Brot und noch viel hungriger nach Arbeit davorstehen? Wir lachen bitter vor ihrer steinernen Größe, und sehen sie nur an wie jenes Säulenplakat, in dem die „gesunden Winterreisen" gepriesen werden. Was geht uns das an? Nicht mehr, als daß wir lesen und sehen können ...

Dicht vor mir lehnt sich ein Mann an eine Häuserwand, knickt langsam, mit den Händen rudernd, ein, beugt den Kopf zum Pflaster, ächzt ... Im Augenblick umringt ihn eine Wand von Neugierigen. Eine geschäftige Dame redet auf ihn ein, sie will ihn zur Bahn bringen und das Fahrgeld zahlen. Aber der Mann winkt mit einem verzerrten Lächeln ab, das Lächeln gilt der Einfalt jener Frau, die glaubt, es sei ihm mit der Heimbeförderung geholfen. Schließlich holt einer der Umstehenden Brote aus seiner Aktentasche, der Gefallene ißt sie, ohne sich zu erheben — da blicke ich die Zuschauer an und erstarre. Es ist nicht schwer, ihre Lage zu erraten, sie schauen sich selbst in dem Gestürzten, eine entsetzliche Neugier leuchtet in den stummen Gesichtern — ihr Gefährte aus gleichem Schicksal fiel, und sie fragen sich: Wann sind wir soweit? Diese erfrorenen Blicke ... Die Situation erinnert mich an Kreaturen, die sich düster um ein niedergebrochenes Wesen aus gleichem Blut, aus gleichem Fleisch scharen, das wortlose Aeugen redet: Wir stehen noch auf unsern Beinen, aber bald, aber bald ... Wir sind gejagtes Wild, das Sekunden um einen noch ärmeren Bruder trauert. — Mit Lärm und Licht wirbelt die große Stadt über die Episode an der Mauer. —

Nun schlossen auch schon die Geschäftshäuser, und mächtigere Wellen von Heimgängern treiben mich weiter, als gehöre ich zu ihnen. Aber dieses Schulter-an-Schulter-Schreiten löscht die gewaltige Fremdheit nicht aus, die mich in diesen wachsenden Nachtstunden beseelt. Ist das meine Vaterstadt, die da flirrend und bunt an mir vorüberrauscht? Meine jungen Kameraden und ich, die wir ohne Beschäftigung sind, haben uns langsam so von jeder Bindung gelöst, daß wir manchmal glauben, nicht von dieser Zeit zu sein. Was könnte die herbergende Stadt bedeuten? Kaleidoskopartig prägen sich auf der einsamen Wandrung unvergeßliche Bilder ein: wie die Taxe vor mir hält und er ihr im langen, seidenen Ballkleid heraushilft, jene Gruppe von gutgekleideten Männern, die animiert aus einer Weinstube heraustreten, der dienernde Portier vor einem Nachtlokal, das Klingen und Verstummen der Musik, die magischen Hausfronten, hinter denen nichts karg sein kann — nicht das Lachen, nicht die Lust. Nein, das ist nicht unsre Stadt.

Was aber wäre denn unser, die wir einsam in den Schluchten der Straßen umherstreichen oder in tristen Stuben das Erschütternde herbeisehnen: Arbeit ...? Sind wir ganz verstoßen aus dem Glanz, der „Leben" genannt wird, vollkommen an die Peripherie gedrängt, ewige Außenseiter von nun an? Ein Kamerad, der lange im Joch der Untätigkeit eingeschirrt geht, sagte mir vor kurzem, daß er — längst über alle Hoffnung erhaben — dort angelangt sei, wo man die wahnsinnige Lockung empfinde, Brand und Bomben in eine verrottete Welt zu werfen. Wie gut verstand ich ihn ... Gäbe es die Möglichkeit, ein wildes Beispiel, ein heroisches Exempel zu statuieren, das zeigen würde, daß wir Vergessenen groß und gut und stark sind — jeder von uns wäre dazu bereit. Wir aber warten, warten — ist das Klugheit oder Schande? Sind wir nicht ein kleines Geschlecht?, so fragte mich jener Freund.

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß wir furchtbar verlassen sind und in allen diesen Tagen mit bittenden Händen vor der Zeit stehen: auch wir gehören zu dir, gehören zu dem wunderbaren Rhythmus aus Schaffen und Ruhe vor neuem Schaffen. Wir treiben durch die Straßen der Großstadt, wir sitzen unbeweglich in unsern Kammern, hoffen und klagen — aber wir müssen wieder das Blut werden, das gesund und rot durch die Adern der Welt fließt, müssen zurück in unser Flußbett, wir, ein gigantischer Strom, wir Arbeitslosen. F.

Das Pfingstfest in Rheinsberg

Von Otto Krenzfeld

Die sonore Stimme des Ansagers spricht: „Wir bringen jetzt alte Musik auf alten Instrumenten." Leise und zaghaft klingeln die dünnen Töne eines Spinetts aus dem Lautsprecher, eine helle Flöte führt die Melodie. Es ist ein Menuett von Haydn, dem weiland Hofkapellmeister des Fürsten Esterhazy im Burgenland. Die unendlich süße Melodie läßt eine längst versunkene Zeit wieder auferstehen. Rokoko! Gepuderte und geschminkte Damen mit hohen Frisuren und Reifröcken drehen sich zierlich mit feinen Kavalieren auf blankem Parkett.

Wo habe ich nur die Melodie schon einmal gehört? Richtig, damals in der Mark, in Rheinsberg, als die Tochter des Schloßkastellans auf unsre Bitte das alte Spinett im Musiksaal öffnete und dem spinnbeinigen Kasten diese Töne entlockte. Ist es schon so lange her?

Es war im Sommer des Kriegsjahres 1916. In der Funkerschule in Neuruppin hatten sich während der Ausbildungszeit verschiedene Gruppen gebildet, die fest zusammenhielten und durch Lesen und Lernen dem öden und stumpfsinnigen Kommißdrill zu entrinnen suchten. In unsrer Gruppe waren wir mit vier Kameraden seltsam zusammengewürfelt. Der eine war ein Ingenieur aus Köln, der zweite ein Student aus Thüringen, einer der wenigen, die mit verhältnismäßig geringen Schäden Langemark entronnen waren. Bis zum Gefreiten hatte er es gebracht, höher ging es nicht, denn sein Vater war nur ein Eisenbahnarbeiter. Unser dritter Kamerad war ein Hafenarbeiter aus Hamburg, gemütlich und absolut zuverlässig und eine nimmermüde Leseratte. Zu diesem Kleeblatt kam ich hinzu, weil der Hafenarbeiter ein Landsmann von mir war. Zwei unsrer Kameraden stammten vom Wandervogel. Sie hatten uns mit ihrer Romantik angesteckt, und wenn der Dienst zu Ende war, eilten wir in die schöne Umgebung.

Pfingsten war herangekommen, die Urlaubsfrage wurde überall lebhaft besprochen. Unsre Wandervogelkameraden machten uns aber den kühnen Vorschlag, trotz Kommiß und allem sonstigen Ungemach, eine zünftige Fahrt zu unternehmen. Unser Feldwebel staunte nicht wenig, als wir um Urlaub nach Rheinsberg baten, er beruhigte sich aber, als wir ihm sagten, daß unser Kamerad dort Verwandte habe, die uns zwei Tage dort aufnehmen wollten. Er sagte aber: „Wenn ihr dort auffallt, dann fliegt ihr drei Tage ins Loch und kommt dann zur Infanterie. Merkt euch das bitte!"

Wir besorgten uns Rucksäcke, verstauten unsre Verpflegung für die Urlaubszeit darin und schafften sie abends aus der Stadt fort. Denn es war uns bei den vielen Offizieren, die in Neuruppin umherliefen, doch zu riskant, als Soldaten mit Wanderausrüstung gesehen und vielleicht auch noch gefaßt zu werden. Am andern Morgen standen wir an der Dampferbrücke, unendlich froh, einige Tage dem Geruch von Stiefelwichse usw. entronnen zu sein. Der Dampfer legte an. Kein einziger Soldat außer uns stieg ein, und langsam nahm das Schiff seinen Kurs auf die fernen Waldungen. Still saßen wir vorn, so unendlich froh, einmal frei zu sein, einmal nur uns selbst zu gehören, einmal das zu tun, was uns gefiel. Welch ein großes Gut ist doch die persönliche Freiheit! Erst jetzt lernten wir sie so recht schätzen.

An beiden Seiten des Sees standen weiße Birken mit hellem, grünem Laub. Die Sonne brach hindurch und ließ das Wasser am Bug silbern aufblitzen. Enge Kanäle passierte unser Schiff, die grünen Zweige streiften das Deck. Dann kamen wir wieder in einen größern See. Die Fischerboote am Rande tanzten in unserm Kielwasser auf und ab. Enten flogen aufgescheucht aus dem dicken Röhricht und fielen mit lautem Geschnatter an einer andern Stelle wieder ein. In der Ferne sahen wir düstere Fichtenwaldungen, dort war unser heutiges Ziel. An der Brücke eines kleinen Fischerdörfchens legte unser Dampfer an. „Glückliche Fahrt" sagte der Steuermann, dem wir von unserm ungewöhnlichen Vorhaben erzählt hatten.

An Land wurden die Koppel mit den Seitengewehren im Rucksack verstaut. Als freie Menschen auf freier Wanderfahrt gingen wir los. Die Kommißluft störte erst ein wenig, aber nie ist ja ein Glück vollkommen. Es ging jetzt durch die herrlichen Wälder der Mark Brandenburg. Die Dörfer ließen wir liegen. Denn man konnte nicht wissen, ob dort nicht irgendein Unteroffizier auf Urlaub war, der sicher sofort über uns unvorschriftsmäßigen Kerls hergefallen wäre.

Es ging alles gut. Einige Bauern, die wir unterwegs trafen, als sie in der Sommerhitze mit Bratenrock und Zylinder zur Kirche gingen, sahen uns erst verwundert an, vermuteten wohl auch erst Deserteure vor sich zu haben, gaben uns aber dann bereitwillig Auskunft über den Weg. Abends kamen wir in einem Dorf an, fanden einen leeren Stall und blieben dort. Wenn wir in ein Wirtshaus gegangen wären, hätten wir zuviel Aufsehen erweckt und wären sicher dem Gemeindevorsteher zur weitern Veranlassung gemeldet worden. Gegen Mittag sahen wir Rheinsberg vor uns liegen. Unterwegs waren uns einige Türme aufgefallen, deren Zweck wir uns nicht erklären konnten. Man sagte uns, daß diese Türme noch aus der frühern Zeit stammten und zu militärischen Zwecken benutzt worden wären. Es war uns gesagt worden, daß in Rheinsberg Soldaten auf Urlaub seien. Wir machten uns wieder vorschriftsmäßig zurecht, ließen die Rucksäcke in einem Wirtshaus und gingen in das alte Städtchen.

Rheinsberg bot mit seinen Giebelhäusern und den vielen Butzenscheibenfenstern einen sehr verschlafenen Eindruck. Die Bürger saßen vor der Haustür, rauchten und sprachen über die täglichen Geschäfte. Einen kleinen Marktplatz sahen wir mit einem alten Rathaus, das mit vielen kleinen Erkern und Türmchen verziert war. Allmählich kamen wir zum Schloß. Erst ging es über eine schmale Brücke, dann folgte eine vorschriftsmäßige Ehrenbezeigung vor einem Offizier, der plötzlich vor uns stand und uns freie Wandersleute an die rauhe Wirklichkeit erinnerte. Er fragte uns nach dem Wohin und Woher und taute merklich aus seiner Reserviertheit auf, als wir ihm von unsrer Fahrt erzählten. Wir hatten Glück gehabt; er war aus ähnlichen Gründen nach Rheinsberg gefahren. Als er nun noch hörte, daß unser Student bei Langemark gewesen war, gab er uns die Hand und sagte: „Ich war auch dort, ich bin Philologe und wollte mir einmal Rheinsberg genau ansehen. Kommt nur mit, ich habe einen Erlaubnisschein und werde euch mit ins Schloß nehmen. Ihr würdet sonst nicht hereingelassen."

Gemeinsam gingen wir in den Park, der von breiten Wegen durchzogen war. Ueberall standen steinerne Ruhebänke. Sie wurden flankiert von kleinen Säulen, auf denen sehr nackte, pausbäckige Putten saßen, die eine Flöte im Munde hatten. Wir traten in einen kleinen Musiktempel, dessen Dach von hohen Säulen getragen wurde. Hier hatte vor langen Jahren der von seinem Vater verbannte Friedrich der Zweite von Preußen selbst musiziert. Auch ein Naturtheater, in welchem die Kulissen durch niedrige Hecken gebildet wurden, fanden wir. Es war so still und menschenleer im Park, die Mittagssonne brannte hernieder. Wir setzten uns auf eine Bank und hingen unsern Gedanken nach. Hier hatte der Mann gelebt, der später in seinen Eroberungskriegen Tausende seiner Untertanen auf den Schlachtfeldern Schlesiens verbluten ließ, der Mann, der die Menschen verachtete und die Einsamkeit geliebt hatte, dem seine Hunde lieber waren als die Menschen. Hatte er hier in Rheinsberg schon ähnliche Pläne gehegt oder war in ihm hier in der schönen Natur noch Sinn für das Schöne und Gute? Waren diese Hohenzollern in ihrer Jugend auch Menschen wie alle andern oder waren sie von Anfang an Soldaten und nichts als Soldaten.

„Weg mit den Grillen, weg mit den Sorgen", sagte plötzlich unser Kamerad. Schwerfällig stand er auf, denn in sein linkes Bein hatte bei Ypern ein Tommy geschossen. Wir fuhren aus unserm Spintisieren auf. Gott sei Dank, noch lebten wir und freuten uns unsers Daseins. Wer weiß, was morgen kommt? Beim Weitergehen kamen wir an einen hohen Obelisk, der in französischer Sprache mehrere Inschriften trug. Es waren die Namen gefallener Freunde, die der spätere Friedrich II. hier einmeißeln ließ. Ein Hauch aus längst verschwundener Zeit wehte uns an. Alles ist vergänglich, auch Ruhm, Soldatenglück und Ehre. Hat nicht der einfache Landmann, der seinen Acker bestellt, mehr für seine Zeit geleistet, als all die Adligen, die in den Kriegen gefallen und deren Namen hier im toten Stein zu lesen waren. Der Krieg war ihnen Beruf gewesen, die Gewalt ihr Element. Und wir jungen Menschen waren für den gleichen Zweck ausgebildet worden, wir hatten drüben tote junge Menschen in den Gräben gesehen. Die Menschen hatten sich in den zwei Jahrhunderten nicht sehr geändert. Unter solchen Gedanken kamen wir zum Schlosse. Die Erlaubniskarte und die Uniform unsers Führers tat bei dem mürrischen Schloßkastellan Wunder. Wir durften eintreten. Die junge Tochter des Kastellans führte uns.

Große Zimmer mit sehr hohen Fenstern wurden durchschritten. Zierliche Rokokomöbel standen überall. Die Stühle und Tabourette waren mit Seide überzogen. An den Wänden hingen große Gemälde, die Schäferszenen darstellten. Eine tote, längst vergessene Welt tat sich vor uns auf. Die Menschen, die hier einst gelebt, geliebt, gelacht und auch geweint hatten, lagen schon lange in ihren Gräbern. Und wir waren noch jung, lebendiges Blut kreiste noch in unsern Adern.

Wir waren froh, als wir in das Musikzimmer eintraten. In der einen Ecke stand ein Spinett. Es war aufgeschlagen, die Noten lagen auf dem Deckel. Hierhin war wohl der verbannte Kronprinz geflüchtet, wenn ihm das Studieren der Akten, die ihm der preußische Oberrechnungshof zur Instruktion auf Befehl seines Vaters zugesandt hatte, zuwider geworden war. Wir waren außerordentlich froh, daß dieser preußische Kronprinz, dessen Spuren wir draußen im Park überall mit den Gedanken verfolgt hatten, auch menschliche Züge aufwies. Wer Musik liebt, ist innerlich noch nicht versteinert. Unser Gefährte im Offiziersrock sagte: „Fräulein, können Sie auf dem Instrument spielen?" Sie bejahte es, sagte zwar erst, daß es laut Hausordnung verboten sei, die Gegenstände zu berühren, setzte sich aber dann an den kleinen Flügel und begann zu spielen. Erst ein wenig geniert und unsicher, aber dann begann sie mit flinken Fingern. Leise und ein wenig zirpend erfüllten die Töne des Spinetts den Raum. Wir setzten uns behutsam auf die Seidensessel und hörten. Die unendlich süße Melodie ließ uns die längst versunkene Zeit wieder auferstehen. Gepuderte und geschminkte Damen ließen sich von eleganten Kavalieren mit Strümpfen und Degen zum Tanz führen. Schnell war der Traum zu Ende, der letzte Akkord verklang und behutsam schloß das junge Mädchen den Deckel des Instruments.

Gesehen hatten wir nun genug, deshalb bedankten wir uns und verließen das Schloß. Schnell über die schmale Brücke und wieder hinein ins wirkliche Leben. Unser Führer nahm Abschied von uns. Wir sahen ihm an, daß er gern noch mit uns bis zur Abfahrt des Zuges zusammengeblieben wäre. Aber seine Charge, seine Uniform verhinderte ihn, natürlich zu sein. Sie zwang ihn zu jener steifen Zurückhaltung, die das Preußentum jenseits der Brücke, die wir eben gemeinsam überschritten hatten, aufgerichtet hatte. Jetzt waren wir wieder in der rauhen Wirklichkeit.

Ein Gendarm, der uns auf der Straße zum Bahnhof sah, hielt uns an, fragte in barschem Ton nach Ausweis, Urlaubsschein usw. Nachdem er alles gewissenhaft und umständlich geprüft hatte, bat er sich beim Weggehen noch eine schneidige Kehrtwendung aus und ließ uns dann laufen. Wir ärgerten uns nicht, denn wir hatten einen ganzen und einen halben Tag lang uns selber, nur uns selber gehört. Das konnte uns niemand wieder nehmen.

Ohne irgendwie aufzufallen, kamen wir nach der Bahnfahrt wieder bei unserm Truppenteil an. Der Dienst begann aufs neue, aber wenn mir freie Wanderer uns irgendwo sahen, trat gleich unser Erlebnis in Rheinsberg wieder vor unsre Augen und die nachträgliche Freude darüber ließ uns vieles Ungemach vergessen. Es ist ja überhaupt ein glücklicher Wesenszug im Menschen, daß er das Unangenehme so leicht von sich abschüttelt und sich mit größter Hingabe an die fröhlichen Stunden erinnert. So geht es auch mir, wenn ich jene Melodie von Haydn höre. Auch heute hat sie längst Vergessenes wieder aufgeweckt. Froh denke ich an Rheinsberg, an den freundlichen Philologen im Offiziersrock, an das junge Mädchen, an die guten Freunde, und ich drücke all diesen lieben Menschen im Geiste die Hände.

Vom Jungbanner zur Schufo

Wir kämpfen als Söhne, als Kinder der Zeit
fürs Hehre und fürs Schöne, für Freiheit allezeit

Ein herrlicher Wintermorgen bricht an, als sich Stettiner Jungbannerkameraden zusammenfinden, um durch einen Gepäckmarsch mit 25pfündigem Affen sowie durch Wehrsportübungen der verschiedensten Art zu beweisen, daß sie fähig sind, allen Anforderungen zu genügen und allen Strapazen zu widerstehen. Mit Gesang geht es die Chaussee entlang, hier und da durch freudige Zurufe begrüßt, aber auch anderwärts argwöhnisch oder mit haßerfüllten Blicken gemustert. Eine Pause in einer Jugendherberge führt dazu, daß mit dort befindlichen weiblichen Arbeitsfreiwilligen eine „Manöver"-Bekanntschaft angeknüpft wird. Dann geht es weiter. Alle schnell verstreichen die Stunden. Wenn auch hier und da einer oder der andre seinen Tornister etwas lüftet, weil er doch zu sehr drückt, so will doch niemand schlappmachen. Alle, bis auf den letzten Mann, führen die vorgeschriebenen Leistungen durch. Nach weitern kurzen Pausen, noch Sport und Spiel, wird der Rückmarsch angetreten, und gegen 6 Uhr abends trifft die „Truppe" beim Volkshaus ein. Es sind rund 30 Kilometer zurückgelegt.

Nun beginnt eine Feierstunde, die jedem Beteiligten wohl dauernd in Erinnerung bleiben wird. Musikstücke wechseln ab mit gemeinsamem Gesang und Rezitationen. Jugendleiter Kamerad Kehl übergibt dann mit einer Ansprache die 42 Kameraden der Schufo. Kamerad Michael macht in seiner Rede den jungen Kameraden klar, was es bedeutet, freiwilliges Mitglied der Schufo zu sein und läßt die Kameraden das Treuegelöbnis ablegen. Kamerad Lieder als technischer Schufoleiter begrüßt die Kameraden im Namen der Schufo. Rezitationen, Gesang und Musik beschließen den ernsten Teil der Feier. Dann folgt ein „Manöverball", bei dem trotz schwerer Marschstiefel und trotz aller Anstrengungen nichts von Müdigkeit zu merken war.

Fritz Kehl